

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 52

Artikel: Der Trick mit dem Wasser
Autor: Starke, Ottomar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der trick mit dem wasser

Kriminalroman von
ottomar starke

Copyright by Carl Dunker-Verlag, Berlin

Halt — nicht trinken!

Señor Estéban Diego de Martínez verbeugte sich mit liebenswürdigem Lächeln nach allen Seiten. Er hob die Hand. Pst-pst-Rufe wurden hörbar, der Beifall legte sich allmählich.

«Meine Damen und Erren, das war noch gar nix!...»
Man lachte.

«Nein, nein, gar nix, ich versichere Sie!... aber jetzt kommen der Clou!...»

Er gab dem hübschen blonden Mädchen, dessen lange schlanke Beine in rosafarbenen Trikots steckten, einen Wink. Sie tänzelte graziös in den Hintergrund der Bühne, wo die verschiedenen Utensilien des Zauberers aufgebaut waren, ergriff ein kleines leichtes Tischchen und stellte es vor Señor de Martínez. Dann brachte sie zwei große Wassergläser und eine Karaffe mit Wasser. Der Spanier nahm sie und zeigte sie dem Publikum.

«Meine Damen und Erren! Sie können Ihnen selbst überzeugen, daß das ganz gewöhnliches Wasser ist, bitte!... will jemand trinken, sehr interessant für Amerikaner, weil Amerikaner haben Prohibition und deshalb sicher kein Wasser kennen...»

Man lachte sehr ausgiebig über diesen Witz.

«Ich gießen jetzt dies ordinäre Wasser in diese große Glas! Bitte... Und in diese zweite große Glas, bitte!... Sie sehen, meine verehrten Damen und Herren, das Wasser hat sich nix verändert, bitte...»

Er stellte Glas und Karaffe auf das Tischchen und verbeugte sich sehr tief und ernsthaft.

«Das sein eine sehr große Kunststück!... Wenn Sie in Amerika beim Kellner Wasser bestellt aben, und es eingießen in Ihr Glas, Sie werden niemals Wasser finden... deshalb sein das eine sehr große Kunststück.»

Der Witz, der sich auf den Alkoholschmuggel bezog, traf den Geschmack der Anwesenden, man klatschte, lachte und schrie vor Vergnügen. Man beruhigte sich erst wieder, als er die Hand hob.

«Sie verzeihen mir, ich aben nur eine Spaß gemacht, aber jetzt werde ich Ihnen zeigen die größte Zaubertrick der Welt!»

Er sprach lauter als vorher und sah sich herausfordernd nach allen Seiten um.

«Ich bieten tausend Dollar dem, der diesen Trick mir nachmachen kann.»

Er zog seine Taschenuhr.

«Bitte, wieviel Uhr aben wir jetzt ganz genau, auf die Sekunde?»

Das ganze Haus beteiligte sich lärmend an der Beantwortung dieser Preisfrage, Señor de Martínez wehrte verzweifelt mit beiden Händen ab.

«Oh, nein, aber nein, nein, nein, meine Damen und Erren!... bitte sehr. Es muß auf die Sekunde richtig sein... wollen vielleicht einige Erren die Freundlichkeit aben und eraufkommen, einige Erren mit sehr genau gehende Uhren... bitte!... bitte sehr, aben Sie keine Angst, ich zaubere Sie die Uhren nix — huit — weg!»

Einige junge Leute erhoben sich, etwas unschlüssig, jeder darauf wartend, daß der andere den Anfang machen sollte. Ein kleines Treppchen führte vom Zuschauerraum zur Bühne. Endlich standen etwa ein Dutzend um den Zauberer herum, etwas unbeholfen und verlegen wie Leute, die sich plötzlich so vielen neugierigen Augen ausgesetzt sehen und nicht wissen, wohin sie mit den Händen sollen. Señor de Martínez behandelte sie mit übertriebener Höflichkeit, ersuchte sie, sich rechts und links des kleinen Tischchens aufzustellen, rückte die Karaffe des einen, den Rockkragen des andern zurecht, holte einem riesigen Burschen zum allgemeinen Gaudium einen Silberdollar aus der Nase und steckte ihn befriedigt in die Tasche, gab einem kleinen Dicken zu dessen größter Verwunderung die Brieftasche zurück, die er ihm ge-

schickt aus dem Rock eskamotiert hatte und gab überhaupt eine kleine Sondervorstellung an Langfingerfertigkeit, die allgemeines Entzücken auslöste. Dann trat er an die Rampe.

«Meine Damen und Erren!... wenn wir alle unsere Uhr genau gerichtet haben, auf die Sekunde, dann wird eine Dame so liebenswürdig sein und mir sagen, um welche genaue Zeit, auf die Sekunde, das Wasser in einem von den beiden Gläsern sich färben soll... Und die Dame wird bestimmen, welches Glas sie meint... Und ich werde mit diesen Erren hinter dem Tischchen stehen und werde nix anderes tun, als aufpassen, ob das Wasser auch wirklich so öflich sein wird, dem Befehl der Dame auf die Sekunde nachzukommen!... Bitte, meine Erren, wollen Sie zuerst den Tisch untersuchen, die Gläser, die Karaffe, das Wasser, bitte!...»

Er goß das Wasser aus den beiden Gläsern vor aller Augen wieder in die Karaffe zurück und forderte die auf der Bühne befindlichen Herren mit einer Handbewegung auf, mit ihrer Untersuchung zu beginnen.

Sofort machten sich einige der Jünglinge mit Eifer an die Arbeit, klopfen das Tischchen nach einem doppelten Boden ab, roden in die Gläser, suchten nach irgend etwas Geheimnisvollem, nach Drähten, Druckknöpfen, Kontakten und konnten nichts etwas Verdächtiges entdecken. Es war ein ganz gewöhnliches Tischchen aus dem Theaterfundus, sie stellten es etwas enttäuscht wieder an seinen Platz zurück.

Señor de Martínez stellte sich mit emporgehobenem Arm hin.

«Und vielleicht will einer der Erren mich selber untersuchen... aber nix kitzeln, bitte, ich bin sehr kitzlich...»

Man befühlte seine Taschen, zog einen Füllfederhalter, einen Bleistift, einen Kamm, ein Damenhörschen heraus, das an Stelle des Taschentuches steckte. Das Publikum wieherte vor Vergnügen.

«Oh, bitte, nein, oh, Verzeihung... da muß eine Verwechslung vorliegen, sicher...»

Der Zauberer krümmte sich vor scheinbarer Verlegenheit. Ein anderer Jüngling hatte einen Briefbogen zutage gefördert. Als Señor de Martínez es bemerkte, machte er ihm Zeichen, ihm das Papier doch wiederzugeben. Es war deutlich genug, daß das Publikum aufmerksam wurde.

«Lesen, lesen!» rief man dem Jüngling zu, der auch gehorsam den Brief entfaltete.

«O, bitte, ganz unwichtig, bitte, Sie aben wirklich gar nix davon...»

Das Publikum ereiferte sich. «Lesen!... Lesen!»

Der Jüngling las unter immer wachsender Heiterkeit: «Wenn Sie den Frack nicht binnen vierundzwanzig Stunden unserem Frackverleihinstitut gereinigt und neu aufgebügelt zurückerstatten, gleichzeitig mit der seit vierzehn Tagen fälligen Leihgebühr, so...» — weiter kam der Leser nicht, einmal, weil auch nichts weiter auf dem Bogen stand, und dann, weil das Publikum sein Vergnügen so laut äußerte, daß man kein Wort mehr verstanden hätte. Der Señor bedankte sich für den Beifall, den der Witz ihm einbrachte. Es wurde langsam wieder still.

«Meine Damen und Erren... ich bitte jetzt um die genaue Zeit!»

Ein Herr in der vordersten Reihe stand auf und sagte: «Einundzwanzig Uhr neunundvierzig Minuten, sechs Sekunden!»

«Bitte, wir wollen alle unsere Uhren richten!» schlug der Zauberer vor. Dann wandte er sich wieder ins Publikum: «Bitte, wann soll das Wasser sich färben?»

Eine helle Mädchenstimme von der Galerie rief: «Um einundzwanzig Uhr fünfzig Minuten fünfzehn Sekunden!»

«Und welches Glas, bitte?»

«Das linksstehende...»

Señor de Martínez stellte sich gut zwei Schritte hinter dem Tischchen auf, nachdem er beide Gläser wieder voll Wasser gegossen hatte. Es herrschte atemlose Stille im Saal. Jeder beobachtete mit der Uhr in der Hand die Gläser.

«Jetzt», sagte jemand in einer Loge.

Und im selben Augenblick bildete sich eine kleine Wolke in dem links stehenden Glas, verbreiterte sich rasch, und das Wasser nahm eine grellgrüne Färbung an. Eine kurze Weile herrschte Stille, ehe der Beifall losbrach, zu welchem die Jünglinge auf der Bühne am lauten beitrugen. Der Zauberer bedankte sich bei jedem einzelnen mit einem Händedruck, und sie verließen nacheinander das Podium. Der Vorhang fiel. Hastig packten Martínez und seine hübsche Gehilfin ihre Utensilien zusammen, während Diener schon den grünen Teppich für die nächste Nummer aufrollten. Die Dekoration, die ein orientalisches Gemach dargestellt hatte, wurde in das schwarze Loch des Schnürrbodens hochgezogen und eine als tropische Urwaldlandschaft bemalte Leinwand senkte sich herab, denn es folgte als Gala-Nummer die Ballett-Revue «Die Nixe und der Urwaldmensch», in welcher laut Programm die «hundert entzückendsten Girls der Welt in ihren höchst originellen Phantasiekostümen» mitwirkten.

Der Franzose André Bonpain, im Kostüm eines Fauns, wartete in der Kabine verdrossen auf seinen Auftritt. Es kränkte ihn allabendlich tief, daß er diese albernern Hopsereien mitmachen mußte, in dieser blöden Verkleidung mit den beiden in die Perücke genähten Hörnchen und dem langen Affenschwanz aus Draht rückwärtig am Trikot. Er war eigentlich Kunstschütze von Beruf. Er schoß, nur mit Hilfe eines Taschenspiegels, eine hinter seinem Rücken brennende Kerze aus, zum Donnerwetter. Aber er hatte schon seit Monaten kein Glück mit seiner Nummer und mußte froh sein, in dieser Revue überhaupt untergekommen zu sein. Es waren lausige Zeiten. André Bonpain war mit der Welt im allgemeinen aber noch nicht einmal so unzufrieden wie mit sich im besonderen, denn er hatte außer den pekuniären Unannehmlichkeiten auch noch Weibergeschichten. Die Tänzerin Estelle, eine von den «hundert entzückendsten Girls der Welt», machte ihm Szenen. Aus keinem andern Grund, als weil er das Baby, diese rosabeinige Assistentin des Martínez, einmal als ganz niedlich bezeichnet hatte. Aber das sah doch, in drei Teufels Namen, ein Blinder ohne Brille...

In der gegenüberliegenden Kulisse standen die Nixen in ihren «höchst originellen Phantasiekostümen», die aus Blumenguirlanden, Wasserrosen und Schilfblättern im Haar bestanden. Es waren vierundzwanzig magere Mädels, die trotz dem überheizten Raum froren, halbnackt wie sie waren. Die Bühne war grasgrün beleuchtet und hellblaue Scheinwerfer knallten ihr blendendes Licht dazu, als jetzt der Vorhang sich teilte und die Girls hervortanzelten und einen Mondscheinreigen tanzten. Es war zum Kotzen, stellte Bonpain fest. Aber er mußte aufpassen, sein Auftritt war gleich da. Er sprang also von dem Podium, das als Felsen kaschiert war, zwischen die Nixen, die erschreckt auseinanderstoben, und die er «haschen» mußte, als ob so etwas eine Beschäftigung wäre für einen Mann, dessen Brust so voller Medaillen und Schiefauszeichnungen hing, daß man keine Briefmarke mehr hätte dazwischenkleben können. Sein wütendes Grinsen wirkte also wohl natürlich genug, daß man das Entsetzen der Nixen verstehen konnte. Er hätte am liebsten mit einem Knüttel dazwischengehauen und ihnen auf die nackten Zehen getreten, diesen «hundert allereizendsten Girls». Nun ja! Die Prima Ballerina stand schon in Positur, damit er sie jetzt zu fassen kriegen konnte. Dann mußte er mit ihr in den Urwald ver-



Der Skisport-Freundschafts-Neujahrskuß

oder Neujahrs-Ski-Sportkameradenkuß oder Ski-Kameraden-Sport-Neujahrs-Freundschaftskuß und so weiter nach Belieben.

duften, wie man das von einem anständigen Faun nicht anders gewohnt ist. Das heißt, er mußte den Anschein erwecken, als wolle er in den Urwald verduften. Er kriegte sie also zu fassen, sie schrie wie verabredet auf, und wie verabredet schrien auch die «hundert entzückendsten Girls der Welt», denn in diesem Augenblick tauchte der Urwaldmensch aus dem Dickicht, stellte sich dem Faun und dessen projizierten Liebesabenteurer in den Weg und entriß ihm die Beute. Kurze Prügelei mit dem Urwaldmenschen, dann bekam der Faun eins vor den Schädel und verzog sich seitwärts in die Büsche, um in Einsamkeit und Schönheit zu sterben — beziehungsweise sich abzuschminken ...

Vor der Waschschißel auf dem Toilettentisch, über dem ein Spiegel hing, stand der Señor der Martinez mit nacktem Oberkörper und wusch sich.

«Na, schon fertig?» prustete er, als Bonpain eintrat. Der murmelte eine unverständliche Antwort.

Der Zauberer frottirierte seine behaarte Brust, den roten Hals und die blauen, rasierten Backen.

«Schlechter Laune, Herr Bonpain?»

Im Privatleben schenkte er sich die gebrochene Aussprache, die den Spanier markieren sollte. Im Privatleben hieß er auch ganz einfach Burton, war Engländer und hatte wahrscheinlich Spanien nie gesehen. Der Franzose setzte sich langsam auf den Stuhl vor seinem Schminktisch und löste behutsam das Stirnband los, das den Perückenansatz verdeckte. Dann nahm er vorsichtig die Perücke mit den Faunshörndchen ab und hing sie über den Kerzenhalter an seinem Spiegel. Er betrachtete sein Gesicht ganz nahe in dem etwas trüben Glas, während er wie beiläufig bemerkte:

«Tausend Dollar also zahlen Sie, wenn man Ihren Trick mit dem Wasserfärben herausbekommt? ...»

Der Zauberer hielt mitten im Frottieren inne und machte ein dummes Gesicht.

«Wie, bitte?»

Der abgebaute Kunstschütze wiederholte phlegmatisch das Gesagte.

«Na, dann schießen Sie mal los, Verehrtester!» ermunterte ihn der Señor.

«Und Sie zahlen also die tausend Dollar wirklich?»

«Tausend Dollar, wofür denn?»

«Daß ich das Maul halte?»

«Meinetwegen können Sie reden soviel Sie wollen. Was verstehen Sie schon von der Zauberwelt ...»

«Nun angenommen, ich hätte Ihren Trick herausgekriegt! ... Zahlen Sie dann tausend Dollar, wenn ich das Maul halte?»

«Meinen Trick? — Einen Dreck haben Sie herausgekriegt.»

Bonpain streifte das Trikot, das an Armen und Rücken mit Fell benäht war, über den Kopf und trocknete sich ab. Sein rotgeschminktes Gesicht stand in einem seltsamen Gegensatz zu der weißen, glatten Haut seines etwas fetten Körpers. Er suchte im Spiegel des Pseudospaniers Gesicht, um zu erraten, welchen Eindruck seine Eröffnungen auf ihn gemacht hätten, aber der schien gänzlich uninteressiert. Er entschloß sich also, direkt aufs Ziel loszugehen.

«Nun also beispielsweise: Das Tischchen ist ganz in Ordnung, ein ganz gewöhnliches Tischchen, gehört zum Theaterfundus, könnte auch ein anderes Tischchen sein, wie?»

«Selbstverständlich ...»

«Das Wasser: ganz gewöhnliches Wasser, Brunnenwasser ...»

«Brunnenwasser ...», wiederholte der Zauberer.

«Die Gläser und die Karaffe: ganz gewöhnliche Gläser und eine ganz gewöhnliche Karaffe, gehören zum Theaterfundus ...»

«Theaterfundus ...», echote der andere.

«Bis jetzt stimmt doch alles, wie?»

«Vielleicht ...»

«Auf die Sekunde färbt sich das Wasser, spritzt ein bißchen, färbt sich ...»

Der Spanier sah den Kunstschützen nachdenklich an, als er etwas ächzend wiederholte: «Färbt sich ...»

Bonpain wischte mit einem Schminktuch das Gesicht ab. «Irgend jemand sagt also ganz laut, in welcher Sekunde das Wasser sich färben soll, man hört es im ganzen Haus ...»

«Aha!»

«Jawohl, im ganzen Haus! ... Auch auf dem Schnürboden.»

«Auch auf dem Schnürboden ...», fuhr der Zauberer fort — «und auf dem Schnürboden sitzt ein braver Theaterarbeiter mit der Schnapsflasche und läßt einen Tropfen Methylalkohol in das Glas fallen ...»

Bonpain sah nicht sehr intelligent aus, er hatte es sich wirklich so ähnlich vorgestellt. Der Señor schnalzte mit der Zunge.

«Plumps ... macht der Tropfen! ... Sie sind ja ein Mordskerl, Bonpain, der geborene Zauberer ... Und Ihr Theaterarbeiter auf dem Schnürboden ist mit seiner Schnapsflasche auch ein Kunstschütze! Allerhand Achtung!»

«Das Tischchen ist auf den Zentimeter genau eingestellt. Und der Mann hat vorher ausprobiert ...»

«Und einer von den Eseln, die das Tischchen untersuchen, stellt es zwei Meter zu weit nach rechts. Und Sie meinen, man vertraut einen Clou, für dessen Lösung man tausend Dollar allabendlich auswirft, einem Theaterarbeiter für ein Trinkgeld an! ... Sie sind gut ...!»

Bonpain hatte eine trockene Kehle. Er nahm ein Trinkglas, füllte es an dem Wasserhahn, der in einer Ecke der Garderobe angebracht war, und stellte es vor sich auf den Tisch.

«Nu, färben Sie doch mal das Wasser da, wenn Sie können!»

Señor de Martinez knöpfte eben seine Weste zu. Er schien erschrocken und belustigt zu gleicher Zeit.

«Wo denken Sie hin!... Es ist jetzt, warten Sie, zwei- undzwanzig Uhr zwanzig!... Ich bin müde!... Ich brauche mindestens eine Viertelstunde zur Vorbereitung meines Tricks... Und dann habe ich hier doch keinen Schnürboden und keinen Bühnenarbeiter zur Hand... So einfach ist es nun wieder nicht, wie Sie denken...»

Er schlüpfte in den Rock. Bonpain lachte mürrisch vor sich hin und griff zu dem Wasserglas. Als er es an den Mund setzen wollte, um zu trinken, rief der Spanier erschrocken:

«Halt... nicht trinken!...»

Bonpain sah, daß das Wasser eine dunkelgrüne Färbung angenommen hatte, und setzte das Glas rasch auf den Tisch zurück. Es lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Er starrte Martinez an, der das Glas ruhig nahm und in den Abguß entleerte.

«Sie sind zwar ein Mordskerl, aber die tausend Dollar haben Sie nicht verdient, wie?»

Und damit setzte er den Hut auf, hing den Mantel um und streckte sich eine Zigarette an.

«Guten Abend, Bonpain!...»

Der Kunstschütze antwortete nicht. Er stierte sein Spiegelbild an, und als die Tür hinter dem Zauberer ins Schloß fiel, sah er sich um wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat.

«Wenn der wollte, könnte er einen vergiften, ohne daß ihm etwas nachzuweisen wäre...», sagte er so laut vor sich hin, daß er vor dem Klang seiner eigenen Stimme erschrak.

Señor de Martinez klopfte an die Milchglasscheibe der Damengarderobe.

«Fertig, Francis?»

«Fräulein Martinez ist schon hinuntergegangen», antwortete eine piepsige Mädchenstimme.

«Danke!»

Er stapfte pfeifend die enge, knarrende, schlecht erleuchtete Stiege hinunter. Als er an der Portierloge vorbeikam, rief der Pförtner ihn an. Er blieb stehen.

«Ein Brief für Sie. Ich hatte ganz vergessen...»

Er reichte ihm ein umfangreiches Kuvert durch das Schiebefenster. Der Zauberer erbrach den Umschlag und schnitt eine vergnügte Grimasse. Dann steckte er das Kuvert in die Brusttasche seines Rockes und trat ins Freie. Es schneite ein wenig. Aber auf dem nassen Pflaster verwandelte sich der Schnee sofort in Schmutz. An die Mauer gedrückt erwartete ihn seine Assistentin.

«He, Francis...»

«Ja, Vater...»

«Rate, was es Neues gibt!»

«Woher soll ich denn wissen, was du meinst...»

«Nun, was Schönes!»

«Aber ich weiß wirklich nicht...»

«Hast du gar keinen Wunsch?»

«Ach...»

«Nun?»

«Eigentlich, nein.»

«Unser Vertrag nach Paris ist perfekt!... Perfekt! ab ersten Februar... nun, was sagst du nun?»

Francis de Martinez sah ihn groß an.

«Au, fein», sagte sie und nahm seinen Arm.

Der rätselhafte Tod.

Seit Francis sich erinnern konnte, stand sie allabendlich im grellen Scheinwerferlicht der Varietés und Zirkusse der alten und neuen Welt. Man hatte aus ihr eine leidliche Schlangendame gemacht, hatte ihr den Salto Mortale, ein bischen Seitentänze und alle gängigen Parterre-akrobaten-Kunststücken beigebracht, ein bischen Jonglieren, ein bischen Tanzen. Sie war keine sehr gelehrige Schülerin gewesen und der Vater hatte oft mit dem Rohrstock nachgeholfen. Er hatte sie angeschrien und gesagt, daß das ihre Mitgift sei und daß sie gefälligst aufzupassen habe. Und so hatte sie es allmählich begriffen.

Aber als Burton sich mit dem Schweizer Heckerle anfreundete, der als Manipulator auftrat und als Burton im Laufe dieser Freundschaft hinter Heckerles Trick kam, weil dieser für sein Leben gern soff und im Suff jede Frage beantwortete, die man an ihn stellte, sattelte der Engländer Burton eines schönen Tages um und trat als Señor Esteban Diego de Martinez und als Zauberer auf, wobei ihm Francis als Assistentin mit ihrem akrobatischen Können sehr willkommen war. Immerhin ließ sie sich lieber zweimal täglich auseinandersetzen, als daß sie ein einzigesmal in einem Akrobatik-Akt mit ihrem Vater auftrat, wonach es stets Prügel absetzte. Sie liebte ihren Vater nicht übermäßig.

Man hatte nicht weit zu dem kleinen Boardinghouse, das die Burtons, alias de Martinez beherbergte. Burton stöberte einen Kellner auf, mit dem er noch des langen und breiten verhandelte, dann fuhr er mit dem Lift auf die Etage, wo Vater und Tochter zwei nebeneinanderliegende Zimmer innehaben.

Burton klopfte seiner Tochter freundschaftlich auf die Schulter.

«Komm noch ein halbes Stündchen rüber. Ich habe kalten Aufschnitt und Wein bestellt... Ich muß dir noch etwas erzählen...»

Francis zog die Augenbrauen hoch, nickte, legte in ihrem Zimmerchen ab und begab sich zehn Minuten später in den angrenzenden, von Burton bewohnten Raum. Auf dem Tisch lag eine weiße Serviette, Geschirr und Besteck für zwei Personen, und Burton war schon damit beschäftigt, höchst kunstgerecht Sandwiches herzustellen.

Jahreswende

Der Zeiger rückt - nur wenige Minuten,
Und wieder sinkt ein Jahr ins Welkenmeer.
Es jubeln Herzen, andere verbluten,
Und tausend ausgestreckte Hände bleiben leer!
Und tausend Wünsche bleiben unerfüllt;
Durch Freudenklänge tönt der Trauer Klage,
Und manche heiße Träne, sie entquillt
Dem Auge schwer, beim letzten Stundenschlag.

Und dennoch, sieh - kaum steigt es hernieder,
Ein dunkles Rätsel, niemand offenbar,
Hebt auch die Hoffnung schon auf's neue wieder
Zum frohen Flug das weiße Schwingenpaar.
Die Tränen, erst so brennend, milder fließen,
Wie Morgenröte leuchtet's ob dem Leid,
Und über alles geht mit leichten Füßen
Die große, stille Trösterin - die Zeit!

BERTHA HALLAUER

Francis setzte sich ihrem Vater gegenüber, das Kinn auf die verschränkten Hände gestützt und wartete.

«Also die Sache ist die...», fing Burton an, indem er Rotwein eingoß, «die Sache ist die, daß du ja nun unterdessen großjährig geworden bist und ein Recht hättest, von mir eine Erklärung zu verlangen...»

«Was für eine Erklärung?»

«Na, Prosit, Francis!»

«Zum Wohlsein, Vater.»

«Da oben liegt der Hase im Pfeffer...»

Francis verstand nicht.

«Ich bin nämlich nicht dein Vater...»

«Wie?»... Sie setzte das Glas unberührt wieder auf den Tisch zurück. Dann stieß sie einen Seufzer aus, der wie eine Erleichterung klang.

«Du mußt dir aber nicht einbilden, daß du eine Prinzessin oder etwas derartiges bist, du bist ganz einfach das Adoptivkind eines entfernten deutschen Verwandten von mir... deine Mutter wollte dich gern los sein, wahrscheinlich hatte sie ihre Gründe... und so bist du auf Umwegen zu uns gekommen...»

Francis sagte kein Wort.

«Tja, du bist zu uns gekommen schon als kleines Kind und ich habe dich dann ausgebildet... Tja, das habe ich getan...»

Burton schien stolz auf seine erzieherische Tätigkeit zu sein.

Natürlich bist du auch keine Engländerin...»

Francis hörte es mit halb zugekniffenen Augen.

«Du bist eine Deutsche, denk mal, mein Spatz.»

«Lebt meine richtige Mutter noch?»

«Das weiß nur der Teufel... Ich weiß bloß, daß die Papiere in Ordnung sind und daß sie auf einen sehr alltäglichen Namen lauten, Müller, Schulze oder so...»

Er sah, wie Francis jedes Wort erregte, wie sie sich nur mühsam beherrschte und ihre kleinen Hände unterm Tisch zusammenkrampfte.

«Und warum erzählst du mir das alles gerade heute? Du hättest mich ja ebensogut mein ganzes Leben lang in dem Glauben lassen können, daß ich deine Tochter sei.»

«Gewiß, das hätte ich gekonnt, aber...»

«Aber...?»

«Aber die Sache ist die!... Es ist ein heikles Thema... nun einmal muß ich ja doch mit der Sprache heraus, nicht wahr... also ich habe aus Paris Nachricht, daß meine Frau im Sterben liegt, und ich kann von Glück sagen, wenn ich sie noch lebend antreffe... Ich habe mit meiner Frau keine sehr glückliche Ehe geführt, so was kommt vor und ist nicht selten, ich brauche mich deshalb nicht zu schämen... nun... wenn meine Frau also wirklich sterben sollte, so werde ich wieder heiraten, verstehst du! Das wollte ich dir nur mitteilen... deshalb wollte ich dir sagen, daß du meine Tochter gar nicht bist...»

Francis betrachtete den Mann, den sie so lange für ihren Vater gehalten hatte, aufmerksam wie ein Museumsstück. Er war den ganzen Tag höchst aufgeräumt gewesen, hatte jetzt Aufschnitt und Wein bestellt und erzählte ihr, während er ihr zuprostete, daß seine Frau todkrank sei, und daß er wieder heiraten werde... und daß sie gar nicht seine Tochter sei. Nein, das war gewiß nicht ihr Vater, nie hatte sie etwas anderes empfunden als Abscheu oder Furcht, wenn er sie mit der Reitpeitsche dressierte wie ein Pferd. Und jetzt saß er zusammengeduckt wie eine Raubkatze vor ihr, hatte kleine, gierige, rotumrandete Augen und unnatürlich feuchte Lippen. Es war ihr zumute, als ob sie sich in einer unmittelbaren Gefahr befände.

«Das ist alles sehr aufregend für mich», sagte sie übertrieben laut, um zu motivieren, daß sie aufstand. Sie ging einigemal im Zimmer auf und ab und lehnte sich einen Augenblick an die Tür, die zum Flur führte. Es bereitete sich etwas vor, sie wußte nicht was. Aber sie wußte, daß das nicht mehr ihr Vater war, der vor ihr saß, sondern ein Mann, der von ihr als Mädchen etwas wollte. Sie wußte nicht, was es war, aber sie wußte, es war etwas Unrechtes, Beschämendes, Beleidigendes. Sie mußte auf der Hut sein. Vorsichtig hatte sie mit den auf dem Rücken verschränkten Händen den Schlüssel aus dem Schlüsselloch gezogen und an sich genommen.

«Und nun habe ich mir gedacht...», fuhr Burton fort und bemühte sich, lebenswürdig und verführerisch zu wirken, «nun habe ich mir gedacht, meine kleine Francis, daß du mich doch sicherlich gern hast und daß du auch weiterhin unsere famose Zauber Nummer mitmachen willst, nicht wahr?»

Es erfolgte keine Antwort, aber er schien auch keine erwartet zu haben, er schenkte sich von neuem ein und leerte das Glas auf einen Zug.

«Ich habe mir gedacht, schließlich hat die kleine Francis keinen Widerwillen gegen dich, und sie wird es sich vielleicht überlegen und einwilligen...»

«In was einwilligen, um Gottes willen!», rief Francis erschrocken.

«Meine Frau zu werden», sagt Burton und machte Anstalten, aufzustehen.

«Bleib sitzen!... Bleib augenblicklich sitzen oder ich verlasse sofort das Zimmer!», schrie Francis.

Burton sah sie verständnislos an.

«Was soll das heißen?»

Er sah nicht, daß Francis nur mit Mühe ihren Ekel verbergte, daß sie sich mit Aufbietung der letzten Kräfte zwang, wenigstens einigermaßen ruhig zu bleiben. Er schenkte sich wieder ein.

«Nun, nun, nur keine Aufregung, Kleines!»

«Ich bin nicht dein Kleines, verstehst du!... Nie werde ich dich heiraten, nie!... Nie!... Es ist eine bodenlose Gemeinheit von dir, von Heirat zu sprechen, während deine Frau noch lebt, es ist... ich kann gar nicht sagen, was für eine Gemeinheit das ist... ich... hasse dich, ich verachte dich, du bist mir widerwärtig, ekelhaft, ekelhaft... ich...»

Burton hatte zuerst mit nachsichtigem Lächeln zugehört, dann schwoll die Zornesader auf seiner Stirn und er machte Anstalten aufzustehen und sich auf sie zu stürzen. Aber ehe er sich ganz erhoben hatte, hatte sie schon die Tür aufgerissen und war auf den Gang geflohen, hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und brach, über das Bett geworfen, in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Burton kam es vor, als ob er eine Dummheit gemacht hätte. Er fürchtete Komplikationen. Weniger wegen seiner persönlichen Beziehungen zu dem Blondkopf, als wegen seines Geschäftes. Er war ein Freund der Bequemlichkeit. Wenn Francis streikte, würde es Laufereien und Aerger geben, bis ein Ersatz gefunden und eingedrillt wäre. Ueber das Persönliche machte er sich keine Sorgen. Das würde sich schon wieder einrenken. Er war viel zu sehr von sich eingenommen, als daß er nicht auf Francis «Einsicht» gerechnet hätte. Sie spielte heute die Empfindsame, Spröde, schön, er würde warten. Früher oder später würde sie schließlich doch noch einwilligen, eigentlich war sie ja auch ohne ihn erledigt, von was wollte sie leben? Und wenn sie dumm genug wäre, durchzubrennen, noch besser! Dann brauchte er nur eine Schiffskarte für die Ueberfahrt zu lösen. Er hatte keine sehr hohe Meinung von der Frau so ganz im allgemeinen.

Aber Francis erschien am folgenden Morgen wie immer zum Frühstück, ging dann ihren Beschäftigungen nach und war am Abend pünktlich zur Stelle. Sie «arbeitete» also weiter. Burton ließ die Szene vom Vorabend vorläufig unerört und behandelte den Spatz wieder wie eine Tochter. —

Auch Bonpains üble Laune war weggeblasen. Er behauptete, einen Mexikaner beim Pokern so völlig ausgenommen zu haben, daß er überhaupt nur mehr zu arbeiten brauche, wenn es ihm gerade in den Kram passe. Burton hatte ihm mitgeteilt, daß er nach Paris «mache». Das Leben ließ sich ganz gemächlich an, was so den äußeren Schein anbetraf. Jeder machte seine Witze, so gut er konnte, und man lachte sich einen Vorrat an guter Laune zusammen.

Endlich kam der Tag der Abreise. Zu ihrem Erstaunen sahen Burton und Francis als einen der letzten Passagiere Bonpain an Bord kommen. Er war sehr aufgeräumt und behauptete, er fahre nur mit, damit seine guten Freunde sich nicht langweilen. Er stand neben Francis an der Reeling, als der Dampfer die Ankerlichtete und in See stach.

An Bord herrschte der übliche Betrieb. Es wurde geflirt, getanzt, getrunken, gespielt. Man war allgemein der Ansicht, daß es sehr lustig sei. Uebrigens befand sich außer einem etwas aufgelaesenen Tenor, der dauernd in disponiert war, keinerlei prominente Persönlichkeit von internationaler Bedeutung auf dem Schiff.

Der Kapitän lag Burton in den Ohren, doch eine kleine Privatvorstellung zu geben, und der eitle Mann sagte schließlich zu, nachdem er sich zwei Tage lang geziert hatte wie ein Backfisch. Man improvisierte im Tanzsaal eine Bühne. Nach dem Abendessen erschienen die Damen in großer Toilette und die Herren in Smoking und bereiteten dem Artisten eine geräuschvolle Ovation, als er sich, die Brust voller Orden, verbeugte. Der Trick mit der Dame, die in der Kiste zersägt wird, konnte nicht gezeigt werden, da Francis trotz allen Vorstellungen Burtons sich geweigert hatte, im Trikot aufzutreten und darauf bestanden hatte, im Abendkleid zu assistieren, auch das nur widerwillig, wie sie offen zugab.

Das Publikum war von den Kartenkunststücken, den Talern, die Burton jedem aus der Nase zog und all den anderen Sachen begeistert, als hätte es nie Ähnliches gesehen. Schließlich bat der Künstler einen Steward um eine Karaffe gewöhnlichen Wassers und zwei große Gläser. Der erste, der der Aufforderung, auf die Bühne zu kommen, Folge leistete, war André Bonpain, der in der vordersten Reihe saß. Er beteiligte sich intensiv an der Leibesvisitation Burtons, aber er fand auch nichts anderes als den Füllfederhalter, den Bleistift und das Taschenmesser. Das Damenhörschen und den Mahnbrief hatte der Zauberer weglassen müssen, auf Francis dringliche Vorstellungen hin, die sonst nicht mitgemacht hätte, da sie solche plumpen Scherze an diesem Ort für unangebracht hielt. Eine Dame bestimmte dreiundzwanzig Uhr zehn Sekunden als die genaue Zeit für das Wasserwunder und bezeichnete das Glas, in welchem die Zauberei vor sich gehen sollte. Alles starrte erwartungsvoll auf die Taschenuhren, außer Bonpain, der fiebernd vor Aufregung Burton nicht aus den Augen ließ, um keine kleinste Bewegung zu übersehen. Dieser lächelte ihm ermunternd zu und zwinkerte mit den Augen nach dem Plafond, welchem Blick Bonpain unwillkürlich folgte. Sehr zu seinem Aerger, denn in demselben Augenblick stieß ein junges Mädchen einen kleinen Schrei aus; das Wasser hatte auf die Sekunde genau eine giftgrüne Farbe angenommen, obwohl niemand sich dem Tischchen genähert hatte.

Man war sehr befriedigt von der Vorstellung und klatschte begeistert. Ein Diener überreichte Francis ein kostbares Blumenarrangement. Man beglückwünschte Burton, jeder wollte ihm die Hand drücken. Francis war von der Herrenwelt umlagert, man hatte es ja mit einer Artistin zu tun, warum sollte nicht ein kleines Abenteuerchen herauschauen, wenn man es geschickt anfang.

Man lud Burton zu einem Glas Sekt ein. Er war nicht abgeneigt und überließ Francis die Sorgen um das Wegräumen der Utensilien, wobei Bonpain ihr behilflich war. Er warf sich zu ihrem Beschützer vor den Zudringlichkeiten der Herren auf, was ihr nicht unangenehm war. Er behauptete, Fräulein Burton brauche nach den Anstrengungen des Abends jetzt vor allem Ruhe, und wohl oder übel mußte man ihn mit dem hübschen Mädchen allein lassen. Sie gingen auf Deck, in warme Mäntel gehüllt und promenierten plaudernd auf und ab.

Burton gab in der Bar Anekdoten zum besten. Je fleißiger man dem Alkohol zusprach, desto saftiger wurden seine Geschichten. Die anderen Herren standen bald nicht mehr zurück. Schließlich lud ein alter Junggeselle die ganze Gesellschaft in seine Kabine ein und der Kellner mußte einen Korb Sekt dorthin schaffen. Erst am frühen Morgen fanden die Teilnehmer in die Betten. Burton war sinnlos betrunken.

Die Herren erschienen recht verkatert zum Frühstück. Burton hatte sich noch nicht blicken lassen, obwohl es schon nach zehn Uhr war. Man beschloß, dem Artisten einen Schabernack zu spielen, zog vor seine Kabinentür und machte eine solche Katzenmusik, daß er ganz verstört aufschrak und fragte, was denn los sei. Man sagte ihm, er solle sich beileben, man habe einen Walfisch harpuniert. Man drang schließlich bei ihm ein und holte ihn mit Gewalt aus den Federn. Es sei ein noch nie dagewesenes Schauspiel, er solle sich in drei Teufels Namen beileben. Burton konnte kaum aus den Augen sehen, so verkatert war er. Er wusch sich, zog sich an, steckte seine Siebensachen zu sich und ließ sich an Deck schleifen. Er wurde von den obengebliebenen Teilnehmern des Komplots mit Hallo empfangen. Man ließ ihm keine Zeit, seine Tochter zu begrüßen, die in Begleitung Bonpains war. Man glaubte, sich mit diesem Jux mit dem Walfisch für die gestrige Privatvorstellung erkenntlich zu zeigen. Sogar die Besatzung war eingeweiht und machte mit. Man hielt Stewards an, um zu fragen, wo der Walfisch hingekommen wäre, und diese schickten die Gesellschaft vom Vorderdeck auf Mittelstift und zurück. Schließlich sagte einer der Schiffsoffiziere, man habe den Walfisch bereits nach unten geschafft. Unter Johlen ging es die Treppe hinunter in den Speisesaal, wo eine spanische Wand eines der Tischchen halb verdeckte. Ein großer Karton mit der Aufschrift «Zum Walfisch» war an dieser Wand befestigt. Man zog Burton zu der Wand, ließ ihn dahinterschauen, wo sauber ein Katerfrühstück mit einem allerdings riesigen Häring aufgebaut war. Man sagte Burton, der Walfisch sei noch jung, aber im Magen würde er noch wachsen. Burton fand die Herren reizend und sehr witzig, beschwor sie aber, ihn jetzt in Frieden zu lassen, denn er habe schreckliches Schädlelweh. Man tat ihm lachend den Willen. Als er geführstück hatte, ging er auf Vorderdeck, wo sich außer einem alten Ehepaar kein Mensch befand. Er blickte auf Meer.

Die beiden alten Leutchen entfernten sich. Er hörte eben noch, wie die Frau den Mann nach der Zeit fragte und dieser nach einiger Zeit antwortete, daß es elf Uhr sei.

Burton schien irgend etwas einzufallen. Er sah angestrengt geradeaus, als bemühe er sich, einen Zusammenhang zu finden. Er drehte sich plötzlich brüsk um. Er stand ganz allein auf Deck. Er schrie leise auf, als habe er eine furchtbare Entdeckung gemacht. Er knöpfte plötzlich hastig seinen Mantel auf, den Roek, als ob ihm unerträglich heiß wäre. In diesem Augenblick näherten sich Francis und Bonpain.

Francis faßte Bonpain am Arm und deutete auf den Zauberkünstler, der breitbeinig, mit schreckhaft verzerrtem Gesicht mitten auf dem Deck stand. Jetzt gab er einen dumpfen Laut von sich und dann fiel er zu Boden, wo er sich einen Augenblick wie in Krämpfen wand, ehe er, starr zusammengekrümmt, still liegen blieb.

«Rasch! ... einen Arzt!» rief Bonpain Francis zu und eilte zu dem Liegenden. Und während Francis lief, um den Kapitän zu holen, kniete er neben Burton nieder und stellte fest, daß bereits der Tod eingetreten war. Er vergewisserte sich, ob er unbeobachtet wäre und griff hastig die Taschen des Toten ab. Und er steckte einen Füllfederhalter, einen Bleistift, eine Uhr und ein Federmesser zu sich. Er war längst wieder aufgestanden, ehe der Schiffsarzt, der Kapitän und einige Passagiere mit Francis erschienen.

Der Arzt drehte den Körper Burtons auf den Rücken und öffnete Weste und Hemd. Seine Untersuchung dauerte nicht lange. Er winkte einige Angestellte herbei, die schon mit Tüchern und einer Tragbahre warteten, und befahl, den Leichnam nach unten zu bringen. Die Passagiere bestürmten ihn mit Fragen, die er kurz abschnitt mit dem Bemerkten, er habe sich mit dem Herrn Kapitän zu besprechen. Es handle sich wahrscheinlich um einen Herzschlag, man möge sich keine Gedanken machen.

«Nun, was Besonderes...?» fragte der Kapitän, als sich beide außer Hörweite befanden.

«Jawohl, etwas sehr Besonderes... dieser Mann ist keinen natürlichen Tod gestorben...»

Der Kapitän sah den Arzt erstaunt an.

«Dieser Mann... ist ermordet worden!... mit einer haardünnen Nadel, die man vorher in irgendein rasch wirkendes Gift getaucht hatte...»

«Machen Sie doch um Gottes willen keine Sachen, wir kriegen ja die fürchterlichsten Scherereien, wenn sich das wirklich so verhält!»

Der Kapitän überlegte einen Augenblick. Dann sagte er: «Lassen Sie uns ein Protokoll aufnehmen.» Er begab sich mit dem Schiffsarzt in seine Kabine und ließ Francis Burton und André Bonpain zu sich bitten. Als Francis eintrat, reichte er ihr die Hand und sagte:

«Es tut mir sehr leid, gnädiges Fräulein, daß Sie einen solch herben Verlust erlitten haben...»

Sie sah ihn mit tränenlosen erstanten Augen an. Sie war versucht, zu sagen, daß es gar nicht ihr Vater ge-

wesen sei, aber sie fürchtete Verwicklungen, Indiskretionen, Fragen, deshalb schwieg sie.

«Fühlen Sie sich stark genug, mir noch einige Fragen zu beantworten, Fräulein Burton?»

«Bitte!» antwortete sie leise.

Und dem Bericht nach, mit welchem auch des später verhörten Bonpains Aussagen Wort für Wort übereinstimmten, waren beide Zeugen des Todeskampfes dieses Mannes gewesen, der plötzlich wie ein Klotz umgefallen war, sich einen Augenblick wie in Krämpfen gewunden und dann still dagelegen hatte. Und mehr wußten beide nicht. Bonpain fügte noch hinzu, er habe ganz automatisch die Stirn Burtons angefaßt, aber er wisse nicht, ob sie sich nun kalt oder warm angefühlt habe.

«Wieviel Uhr mag es wohl gewesen sein, als das Unglück geschah?» fragte der Kapitän.

«Sicherlich sind nicht mehr als zwanzig Minuten seither vergangen», sagte Bonpain.

Der Arzt zog seine Uhr und sagte: «Es ist genau elf Uhr zwanzig, gestern nacht um diese Zeit hat Mister Burton uns noch mit seiner Vorstellung unterhalten...»

Der Kapitän machte ihm ein Zeichen, etwas vorsichtiger mit seinen Reminiscenzen zu sein. Es war schon zu spät. Francis, die sich bis dahin tapfer gehalten hatte, erinnerte sich plötzlich mit solcher Macht an das viele Gemeinsame, das sie mit diesem Mann, obgleich er nicht ihr Vater war, durch Jahre verbunden hatte, daß sie in ein herzerbrechendes Schluchzen ausbrach. Der Kapitän und Bonpain bemühten sich um sie und brachten sie in ihre Kabine.

Eine Untersuchung des Gepäcks ergab, daß Burton im Besitz von Gift gewesen war, und es stellte sich heraus, daß er es wohl zu seinem «Wasserwunder» verwendet hatte. Was lag näher, als daß er sich, vielleicht in einem Anfall von Geistesgestörtheit, das Leben genommen hatte. In den Bericht wurde also aufgenommen, daß Mister Burton sich das Leben genommen habe. Francis war einverstanden, daß man ihm auf hoher See ein Semannsbegräbnis gebe.

Man behandelte Francis so zartfühlend wie möglich, ja, mit einer manchmal schon wieder taktlosen Rücksichtnahme. Sie nahm ihre Mahlzeiten in ihrer Kabine ein. Sie wollte allein sein, auch Bonpain würde ihr lästig. Sie wollte nachdenken.

Es war ja eigentlich nicht viel nachzudenken. Sie hatte ihren Ernährer verloren und würde in Paris die sterbende Gattin dieses Mannes antreffen, eine Miß Burton, eine ihr wildfremde Frau. Und wenn sie dem Sarge dieser Miß Burton gefolgt sein würde, würde es niemanden mehr auf der Welt geben, der sich für sie, die kleine Francis, interessierte... Immer, wenn ihre Gedanken diesen Punkt erreicht hatten, weinte sie ein bißchen. Das tat gut. Andererseits wäre es schön, wenn man die fleischfarbenen Trikots nicht mehr anzuziehen brauchte und sich den Unsinn von unten ansehen könnte, statt ihn von oben mitmachen zu müssen. Und es müßte sehr schön sein, träumte Francis weiter, mit einem jungen netten Mann in Varietés und Theater gehen zu können, mit so einem, wie sie ihn einmal in Deutschland gesehen hatte, der ein Großer, Langer, Blonder gewesen war und der im Hintergrund einer Loge mit einem sehr hübschen, großen, blonden Mädchen saß. Und der hatte nicht auf sein Zifferblatt gestiert, als Burton seinen Trick vorführte, sondern der hatte sich zu seiner blonden Begleiterin geneigt und ihr einen Kuß gegeben. Und außer Francis hatte es sicherlich niemand gesehen...

Das waren Träume. Sie seufzte. Was also war zunächst zu tun? Gar nichts anderes, als Gepäckstücke und Papiere und Geld und so weiter dieser Miß Burton abliefern, die in Paris wohnte und im Sterben lag... Alles weitere würde sich ergeben...

Aus dem Alleinsein wird nichts.

Es war Abend, als der Zug schnaufend und zischend in die Bahnhofhalle einfuhr und das ewig einschläfernde Einerlei, das Rattern der Räder abgelöst wurde vom vielfarbigen, plötzlich einsetzenden Lärm der Großstadt.

Francis reichte durchs Kupefenster einem Gepäckträger ihr Handgepäck und stieg aus.

«Wohin kommen die Sachen?»

«Ich nehme nur diese Handtasche und den kleinen Koffer, das andere wird aufgegeben... Und dann, bitte, ein Taxi.»

Der Dienstmann lotste durch das Gedränge der schwatzenden und schweigenden, lachenden und weinenden, Abschied nehmenden und Wiedersehen feiernden Menschen zur Gepäckaufbewahrungsstelle und dann zu einem Taxi, wurde entlohnt, und Francis fuhr zur Place Pigalle, wo eine Madame Thiaucourt Zimmer vermietete, zu maßigen Preisen, nicht übertrieben reinlich zwar, aber immerhin annehmbar für Pariser Verhältnisse. Das hatte wenigstens eine Kollegin von Francis behauptet und hinzugefügt, sie würde nie anderswo als bei Madame Thiaucourt absteigen.

Es war ja auch viel zu spät, um noch Miß Burton aufzusuchen.

Francis Burton klingelte. Madame Thiaucourt öffnete höchst eigenhändig einen kleinen Spalt. Sie war eine mißtrauische Frau, aber als Francis gesagt hatte, daß sie auf Empfehlung von Marietta käme, öffnete die Zimmervermieterin die Tür ganz, trocknete ihre Hände an der Schürze und bat den Besuch, einzutreten.

(Fortsetzung folgt)